

und gab dem Handel, indem es den Gebrauch der Banken lehrte, ein neues Leben, während es die Regierung in ihrem Vorurteile gegen jede neue Idee und gegen alle Verbesserungspläne bekräftigte.

Friedrich Wilhelm I., König von Preußen.

Wir haben es weniger mit der Persönlichkeit und dem Charakter des Königs zu tun, als mit den Beziehungen, in denen er zu seiner Zeit stand. Der Meister des bitteren Spottes und geistreicher Verhöhnung, Voltaire, hat auf den ersten Seiten seines Buches, das er seine Denkwürdigkeiten nennt, über Friedrich Wilhelm (1713—1740) alles Lächerliche und Gehässige zusammengestellt, was sich von einem geizigen und tyrannischen Regenten Nachteiliges und Empörendes sagen läßt. Man hat daher Mühe, das Bild des ersten Königs von Preußen ohne Vorurteil zu betrachten. Es ist wahr, der Geiz Friedrich Wilhelms war in seinem Übermaß lächerlich und gehässig; aber er schaffte in einer Zeit, wo Verschwendung an der Tagesordnung der Höfe war, seinem Nachfolger die Mittel, den deutschen Namen, der damals unter den Nationen ein Spott geworden war, zu Ehren zu bringen. Von Böllerei, von Virtuosität im Trinken, von Wirtessen und genialer Lieberlichkeit, von fremden Künsten und Künstlern, Sängern und Tänzern und Geigern war in Berlin keine Rede: aber freilich auch nicht von Bildung, wenn sie nicht einen unmittelbaren Nutzen zum Zwecke hatte. Um zu begreifen, woher des Königs Verachtung gegen die Wissenschaft kam, muß man bedenken, daß die französische Bildung, welche seine Mutter und sein Erzieher derberben, nur auf das unmittelbar Nützliche gerichteten Natur Friedrich Wilhelms hatten aufbringen wollen, diesem ebenso widrig und lästig war als der unsinnige Aufwand und die französisch-italienisch-spanische Etikette am Hofe seines Vaters.

Wie er gegen die Adelsbildung und akademische und französische Gelehrsamkeit der Zeiten seines Vaters die deutsche Derbheit seines Charakters geltend machte, mögen einige Beispiele zeigen. In seiner ersten Zeit wie heutigen Tages war es an den Höfen vornehm, französisch zu sprechen, nur mit Gemeinen und Bürgerlichen redete man deutsch; unter sich parlierte man lieber französisch, als daß man sich im guten Deutsch unterhalten hätte. Friedrich Wilhelm war zwar der französischen Sprache mächtig; er lieb, weil er die herrschende Sitte der Höfe nicht ändern konnte, auch seine Familie französisch erziehen, sprach, wenn der Anstand es erforderte, selbst französisch, duldete aber gleichwohl nur die deutsche Sprache in seinen Abendjirkeln, unterhielt sich nur deutsch mit seiner Familie und mit den Gesandten deutscher Mächte. Sein gesunder Sinn verpötte und verhöhnte daher auch die nach französischem Muster eingerichtete Berliner Akademie als ein leeres Schaugepränge. Er umgab sich auch nicht wie die andern Fürsten mit Franzosen und Italienern; er schickte nicht fremde Grafen und Marquis, wie man damals zu tun pflegte, als seine Gesandten an fremde Höfe, weil er behauptete, „zu seinen Geschäften habe er Deutsche genug und ein zierliches Kompliment in französischer und italienischer Sprache an einem fremden Hofe ablegen zu lassen, sei des Geldes nicht wert, welches er den Fremden geben müsse“.

Die derbe Unwissenheit des Königs und sein Haß gegen Wissenschaft wird dadurch entschuldigt, daß Gelehrsamkeit und Wissenschaft zu seiner Zeit dem Leben ganz fremd geworden waren. Wohin er blickte, sah er in Büchern nur das Abgeschmackte der deutschen Gelehrsamkeit und der unsinnigen Zitterwut. Er wolle, sagte er, von den Leuten, die in dreifig Sprachen Verse machten und alle Bücher, die über die verschiedenen Teile der Wissenschaften